

tion der je eigenen Sprache als Begründung von Identität und lokaler Kultur.

Das immer wieder aufflammende Reizthema Anglizismen (Anteil von 3 % in der deutschen Sprache, vor allem in der Jugend- und Werbesprache) deutet Göttert als Abwehrversuch der Bildungseliten angesichts der Herausforderungen einer zunächst europa- und dann weltweiten Kultur. Das Pochen auf Loyalität gegenüber der eigenen Sprache entspringe demnach der Sehnsucht nach einer traditionellen Form von sozialer Ordnung. Doch ob wir »Airbag« oder »Prallkissen« sagen – entscheidend ist die Macht des Gebrauchs. Und schließlich ist es der Eigensinn der Sprache, immer neue Wege zu verfolgen, auf denen sie das Kommunikationsbedürfnis befriedigt. Indem Göttert die sprachlichen Entwicklungen und Tendenzen in deutscher, europäischer und globaler Perspektive analysiert, wird deutlich, dass Na-

tionalssprachen mitnichten homogen, sondern eben »wandernde Worte« sind. Eine frei wachsende Sprache, wie sie die Brüder Grimm schon in der Einleitung zum *Deutschen Wörterbuch* verfochten, fußt auf »Entlehnung und Nachahmung«.

»Nationalsprache und Weltsprache sind beide da und haben beide ihr Recht.« Mit dieser pragmatischen Haltung begegnet Göttert der überlebten Fixierung auf die Herkunftssprache, einer Sprachökologie, die Dialekte wieder zu ihrem Recht bringen will, aber auch der Utopie der Einsprachigkeit. Er plädiert für eine europäische »Politik der Mehrsprachigkeit«. Mit dieser positiv aufgeladenen Perspektive käme er tatsächlich – der Abschied von Mutter Sprache.

Karl-Heinz Göttert: Abschied von Mutter Sprache. Deutsch in Zeiten der Globalisierung. S. Fischer, Frankfurt/Main 2013, 368 S., 24,99 €.



Frauke Hamann

(*1955) ist Literaturwissenschaftlerin und freie Journalistin in Hamburg.

frauke.hamann@gmx.de

Ulrich Baron

In Stücke gerissen

Verfallsgeschichten von Familien und Imperien aus dem Ersten Weltkrieg

Es gehört zu den Charakteristika epochaler Ereignisse, dass um sie herum das Kontinuum der Geschichte aufbricht. Das Vergangene wird zur Vor-, das Kommende zur Nachgeschichte. So erzählen eine ungarische Romantrilogie und eine anglo-irische Gesellschaftssatire von Vorahnung und Nachwehen des großen Krieges 1914-1918 und von der Hinfälligkeit der Welt von gestern.

Aus den Schützengräben in ein Spital und daraus in die Obhut seiner Tante entlassen, ist der britische Major Brendan Archer den Granaten des Ersten Weltkriegs körperlich unversehrt entkommen. Doch er leidet unter dem, was man in England seinerzeit »Shell shock« und in Deutschland »Kriegsneurose« nannte und was heute als Posttraumatische Belastungsstörung bezeichnet wird.

Bei einer zwanglosen Teerunde zeigt er sich unerwartet fröhlich, doch dann verschwindet er plötzlich und wird in einem ungenutzten Salon gefunden: »Etwas Müdes, Bitteres lag in seinem Blick, ein Ausdruck, den sie nie zuvor in seinen Augen gesehen hatte.« Als die Tante dann einige Tage später ein paar junge Damen einlädt, bringt er sie durch die hungrige Art in Verlegenheit, mit der er ihre Köpfe, Arme und Beine ansieht: »Wie fest und solide sie aussehen, dachte er, aber wie leicht lösen sie sich vom Körper!«

Was mit der Desintegration einzelner Körper begann, wird der Major bald mit somnambuler Gelassenheit in weit größerem Maßstab verfolgen – den Zerfall des britischen Weltreichs, den James Gordon Farrell (1935-1979) im ersten Band seiner Empire-Trilogie 1970 anhand der titelgebenden »Troubles« des irischen Aufstands beschrieben hat. Bevor die Jahrhunderte währende anglo-irische Vorherrschaft zu Ende geht, erscheint sie noch einmal metaphorisch verkörpert: »Damals stand das *Majestic* in Kilnalough noch, ganz am Ende einer schmalen Landzunge, auf der die dünnen Kiefern kreuz und quer in alle Richtungen ragten«, heißt es zu Beginn. Bevor die eigentliche Handlung beginnt, umreißt Farrell den Glanz und Verfall dieses Luxushotels im Zeitraffer. Früher habe es dort Yachten gegeben, Regatten und Bälle, doch schon bevor die aus Kolonialdiensten heimgekehrte Familie Spencer es erworben hatte, habe der Verfall dieser prunkvollen Bastion über der Irischen See begonnen. Bald nach Kriegsende sei das *Majestic* dann abgebrannt. Was Major Archer dort im Roman erleben wird, visiert der nachgeborene Erzähler über dessen verkohlte Ruinen an – über ein Kriegsbild fernab der großen Schlachtfelder Europas.

Während Farrells Roman die Desintegration Europas im Rahmen eines Bürgerkriegs fortschrieb, konzipierte der ungarische Schriftsteller Miklós Bánffy (1873-

1950) seine Trilogie als nachträgliche Prophezeiung: *Darabokra szaggattatol*, *In Stücker wirst du gerissen*, lautet der ungarische Titel des Abschlussbandes der dreiteiligen *Siebenbürger Geschichte* (1934-1940), in der er auf die Jahre vor 1914 zurückblickt. »Du wurdest geprüft« und »Und wurdest in Mangel gefunden« ließen sich die Titel der ersten beiden Bände übertragen, schreibt deren Übersetzer Andreas Oplatka.

Unmissverständlich hatte Bánffy ein großes Menetekel im Sinn, auf das im ersten Band der deutschen Übersetzung nun der Titel *Die Schrift in Flammen* hindeutet. Von der zermalmenden Kraft des Schicksals ist freilich oft wenig zu spüren, wenn Bánffy seine Handlung zwischen den Schlössern und Stadtpalais, den Jagdhütten des Siebenbürger Adels und dem Buda- pester Parlament vagabundieren lässt.

»Alle standen bis zu den Knien besudelt da; die Abendkleider und die Seidenstrümpfe der Frauen waren klatschnass, die Lackschuhe kotbeschmutzt«, heißt es in einer turbulenten Nachtszene auf dem Lande. »Die Männer präsentierten sich mit gebrochenem Kragen, zerzaust, verschwitzt.« Im Abschluss an eine Adelshochzeit haben sich Bánffys Gestalten – adlige junge Damen, ein Parlamentarier, ein tragisches Liebespaar – wie in Kinderzeiten zusammengefunden, um einem nachlässigen Nachtwächter die Kuh zu entführen. Der umfassend gebildete Bánffy, der seit 1901 Mitglied des ungarischen Parlaments, von 1906 bis 1910 Präfekt seiner Geburtsstadt Klausenburg war, der von 1912 bis 1918 die Oper in Budapest leitete, Zeitschriften herausgab und 1921/22 sogar Außenminister war, wusste aber auch eine spitze Feder zu führen.

Als Bánffy dies schrieb, war es längst Geschichte. Das Menetekel seines Roman- titels bezieht sich auf die Zerschlagung Österreich-Ungarns. Ungarn verlor durch den Vertrag von Trianon 1920 zwei Drittel seines Gebietes, und Bánffys Siebenbürger Heimat wurde rumänisch. Hier aber lebt

noch die Welt von Gestern, doch lebt sie schon über ihre Verhältnisse. Man kann in opulenten Gesellschaftspanoramen, in grandiosen Naturschilderungen schwelgen. Es gibt Adelsbälle und Bankette, tragische Liebesgeschichten und Kabalen, mitreißende Wald- und Jagdszenen. Konterkariert wird dies von frustrierenden Abstechern in die Politik, deren ungarische Vertreter sich in kleinlichen Fraktionskämpfen verzetteln, während Österreich-Ungarns künftige Kriegsgegner schon ihr herzliches Einvernehmen erproben und aufrüsten.

Wichtigste Gestalt ist der junge, liberale Graf Bálint Abády, dessen soziale Reformpläne vom Gutsverwalter seiner früh verwitweten Mutter, dem durchtriebenen Ázbej, sabotiert werden. Ázbej ist ein Siebenbürger Tartuffe, wie ihn Molière nicht heuchlerischer hinbekommen hätte. Mit seinem Wissen um Abádys Liebe zur schönen Adrienne gelingt es ihm, einen Keil zwischen Mutter und Sohn zu treiben. Adrienne ist mit dem unheimlichen Pál Uzdy verheiratet, der, wie eine Mischung aus Mephisto und Nosferatu, auf gespenstische Weise allgegenwärtig zu sein scheint.

Während Abády einen gut gemeinten, doch zu schwachen Reformwillen verkörpert, liefert der Untergang seines Verwandten László Gyeröffy ein feudales Gegenstück zum Verfall der Familie Buddenbrook. In den Adelskreisen Siebenbürgens ist der früh verwaiste und musikalisch hochbegabte László ein gern gesehener Ball- und Jagdgast, doch ist er eine zu schlechte Partie. Nachdem die Liebe seines Lebens verloren und sich am Spieltisch ruiniert hat, ist Lászlós Untergang nicht mehr aufzuhalten. Auch nicht von den Frauen, die ihn lieben und mit ihrer gut gemeinten, doch von der nicht immer feinen Adelsgesellschaft spöttisch kommentierten Unterstützung seinem verwundeten Stolz den Todesstoß versetzen.

Doch bei jener nächtlichen Kuhjagd denkt niemand an so etwas: »Und nun blickten sie einander an«, heißt es über die

Teilnehmer dieses unschuldigen, kindischen Vergnügens: »Jedermann brach in Gelächter aus.« Als man sich dann endlich zur Ruhe begeben hat, senkt sich über den alten Herrnsitz »eine unendlich süße, geheimnisvolle und tiefe Stille«. Nur von dem abgelegenen Meierhof tönt Zigeunermusik herüber: »So aus der Ferne klang sie dumpf als schlug ein Herz in glücklicher Erwartung.«

Solche glücklichen Herzschräge sind aus Farrels *Majestic* nicht mehr zu vernehmen. Von der großen Gesellschaft ist nur eine kleine Schar betagter weiblicher Stammgäste

geblieben, die trotz schwindender Mittel hartnäckig an *Das »Majestic«-Menetekel*

»ihren« Zimmern festhält – »selbst als schon ganze Flügel und Bereiche davon tot waren und verfielen, gab es hier auf dieser Etage oder auf jener immer noch eine lebendige Zelle, die versorgt sein wollte.« Vergeblich hat Edward Spencer versucht, dem Palast mittels eines Generators der Marke »Do More« neues Leben einzuhauchen. Butler Murphy ist senil, und die Natur hat in Gestalt eines wuchernden Palmengartens, von Rattenschwärmen und Katzenhorden begonnen, ihr Terrain zurückzuerobern.

1966 hatte Farrell in den Ruinen des neuenglischen *Ocean View* Hotels das Vorbild seines *Majestic* entdeckt. Auch dessen elektrischer Lebensspender hat einen autobiografischen Aspekt. Nach einer Polio-Infektion hatte er endlose Tage in einer »eisernen Lunge« liegen müssen. Lähmungen in Arm und Schulter aber blieben, und obwohl ihn die Frauen liebten, scheint Farrell mit seinem Protagonisten eine gewisse Distanz zu seinen Mitmenschen geteilt zu haben.

Eigentlich ist Major Archer ins *Majestic* gekommen, weil er sich während des Krieges mit der Tochter des Besitzers verlobt zu haben meint, aber das war womöglich ein Missverständnis. Beim ersten und einzigen Kuss habe er sich versehentlich auf

einem Kaktus abgestützt: »Es hatte dermaßen wehgetan, dass er nur noch fortwollte. Doch der erstickte Schmerzensschrei hatte vielleicht einen falschen Eindruck von seinen Gefühlen gegeben.«

Der Griff in den Kaktus pointiert das Absurde dieser über die Kriegsjahre brieflich aufrecht erhaltenen Beziehung, über die es zuvor schon hieß: »Angela hatte vielleicht geglaubt, dass auch sie inmitten von all dem Patriotismus etwas ganz Persönliches haben müsse, das sie verlieren konnte, und der Major, dass er doch wenigstens einen einzigen Grund zum Überleben brauchte.«

So hätte die Ehe der beiden auf einem Kaktus und zwei Irrtümern beruht, wenn sie denn jemals zustande gekommen wäre. Doch in den *Troubles* kommt nichts mehr zustande, fügt sich nichts mehr zusam-

men, weil alles, was hier auf einander zu strebt, sich in Slapstick-Manier auf den endlosen Fluren und ungezählten Treppen des verfallenden *Majestic* verirrt und so aneinander vorbeiläuft. Während Bánffy's Gestalten die Schrift an der Wand nicht zu lesen vermögen, wirkt das Menetekel bei Farrell auch für jene Europäer fort, die den Granaten des Kriegs entkommen oder ihnen niemals nahe gekommen sind.

James Gordon Farrell: Troubles (Deutsch von Manfred Allié). Matthes & Seitz, Berlin 2013, 540 S., 24,90 €. – *Miklós Bánffy: Die Schrift in Flammen (Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka). Zsolnay, Wien 2012, 799 S., 27,90 €.* – *Ders.: Verschwundene Schätze (Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka). Zsolnay, Wien 2013. 574 S., 27,90 €.*



Ulrich Baron

(*1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de

Hanjo Kesting

Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman

Laurence Sterne: Gedenkblatt als Leseempfehlung

In der Geschichte der Literatur gibt es kein Werk wie *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman* von Laurence Sterne. Ein Buch im Wesentlichen ohne Vorläufer und Nachfolger, keiner Schule angehörig, »outstanding« im Sinne des Wortes. Es erschien in neun Bänden zwischen 1759 und 1767, »work in progress« in fünf Lieferungen. Ob es als abgeschlossen zu betrachten ist oder als gewaltiges Fragment, ist unter den Philologen umstritten. Sein Autor Laurence Sterne wurde vor 300 Jahren im irischen Clonmel geboren.

Tristram Shandy machte Sterne über Nacht berühmt, nicht nur in England, sondern auch in Frankreich und Deutschland. Voltaire rief ihn zum zweiten Rabelais aus, Lessing erklärte, für ein weiteres Buch dieses Autors fünf Jahre seines Lebens zu geben. Und noch 1963 verkündete Arno Schmidt: »Auch heute noch, nachdem er sich zweihundert Jahre in der Lesewelt befindet, gilt von LAWRENCE STERNE *The Life & Opinions of Tristram Shandy, Gent.* das Urteil, daß es zu den zehn größten Büchern gehöre, die bisher in englischer